

des Phänomens «Jugend in der Dritten Welt» beschreiben?

Es handelt sich um eine Altersgruppe im Übergang. Nicht so sehr im Übergang von der Kindheit zum Erwachsenenalter – das wäre eine bloße Binsenwahrheit, wenn auch die Jugend in diesem Sinne hier weniger als eindeutig abgrenzbare Größe existiert als in den anderen «Welten». Gemeint ist vielmehr ein Übergang in der Kulturform, ein Übergang von der vortechnischen zur technologischen Zivilisation. In dieser Hinsicht sind die Jugendlichen der «Dritten Welt» eindeutig benachteiligt gegenüber den Jugendlichen der Länder, in denen die technologische Zivilisation schon die unbestrittene Herrschaft ausübt.

Diese Situation der Benachteiligung ruft entweder revolutionäres Aufbegehren oder aber schweigende Unterordnung hervor. Aber sowohl in dem einen wie in dem anderen Falle strebt man die technologische Zivilisation an und versucht sich in sie zu integrieren. Die Kirchen werden bisweilen akzeptiert als ein Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, bisweilen auch abgelehnt. Dies hängt immer von anderen Faktoren ab (von der Gesellschaft, von der Rolle, die andere Religionen spielen, von der Regierung usw.).

Um zum Schluß zu kommen, sei noch ein Wort zur politischen Situation gesagt: Unter allen Ländern der sogenannten «Dritten Welt» gibt es nur sehr wenige, in denen die Jugendlichen sich in

aller Freiheit äußern und zusammenschließen können. Meistens sind sie einer dauernden Überwachung unterworfen, und die Strafen für jede Regung der Unabhängigkeit des Geistes sind streng. Andererseits werden diese Jugendlichen in die Verbände offizieller Jugendorganisationen gepreßt. Oder sie werden auch jahrelang verpflichtet, an Kursen in «Staatsbürgerkunde» teilzunehmen, mit denen das herrschende Regime die offizielle Ideologie verbreitet.

Ein Großteil der Jugend, die derzeit in der «Dritten Welt» aufwächst, ist also eine mundtot gemachte Jugend. Ein bitteres und schmerzliches Los, da doch die Umstellungsschwierigkeiten eigentlich die Möglichkeit freier Diskussion auf allen Ebenen forderten. Dennoch kann man der Vitalität dieser jungen Menschen vertrauen, daß sie ihnen die Kraft geben wird, sich immer aufs neue gegen die Unterdrückung zu wehren, deren Opfer sie ist. Das geschähe sicherlich zu unser aller Nutzen.

Übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht

FRÈRE MICHEL

geboren 1936 in Finschhafen (Neu Guinea), 1959 in die Kommunität von Taizé eingetreten, promovierte 1966 an der Universität von Paris mit «L'institution dans le dialogue œcuménique» in Soziologie, lebt seit 1966 in einer Taizé-Fraternität in Brasilien. Er veröffentlichte u.a.: *L'avenir possible* (Seuil, Paris 1970) und arbeitet an einem Buch über die Geschichte der brasilianischen Bevölkerung.

Marie-Christine Cadiot Die Sprache der jungen Menschen und die Sprache der hierar- chischen Kirche

Es ist nicht in erster Linie die Sprache, welche die Jugend von ihrer Kirche trennt, oder vielmehr, wenn es nur sie wäre, fiel es nicht so schwer, das

Problem zu lösen. Wir machen hingegen – und zwar auf allen Ebenen – die Entdeckung, daß das sogenannte «Sprachproblem» in Wirklichkeit eine Existenzfrage ist.

Wenn die Jugend – denn um diese geht es hier – und die Hierarchie der Kirche nicht dieselbe Sprache sprechen, so darum, weil sie etwas anderes leben. Und es ist dieser Punkt, mehr als irgendeine Frage des Vokabulars, den wir in den kommenden Jahren zu regeln haben werden.

Zum Beweis dieser Lebens- und Ausdruckskluft brauchen wir bloß zwei neuere Affären als Beispiel anzuführen: erstens die «Erklärungen», die im letzten Sommer den Bischof von Straßburg und die JOC (katholische Arbeiterjugend) in Gegensatz zueinander gebracht haben, und zweitens die

Stellungnahme der Hierarchie zum Schwangerschaftsabbruch.

Vom «mystischen Strom» zur Alltagsrealität

Wenn die Intervention vom 14. Juli 1974 so viele Richtigstellungen nach sich zog, so deshalb, weil sie nicht sehr klar war. Bezeichnenderweise bat der Bischof in «Les dernières Nouvelles d'Alsace» (Samstag, 31. August 1974) die Präsidens der JOC, «ihren Militanten behilflich zu sein, einen Text zu lesen, der nicht in ihrer Sprache abgefaßt wurde». In welcher Sprache war denn diese Intervention abgefaßt? Sie betraf ja in erster Linie diejenigen, die in der Kirche die Probleme, auf die sie anspielte, selbst erleben. Doch gehen wir zur Verlautbarung selbst über. Der Bischof sagte: «Ich habe bloß zwei Bemerkungen zu machen: Die sozialistische Option ergibt sich nicht aus dem Evangelium, und der Klassenkampf ist nicht eine Folgerung aus dem Evangelium.» Wer hat denn je das Gegenteil behauptet? Doch liegt der Grund dafür, daß man vor allem von «Versöhnung» spricht und den Klassenkampf in einen affektiven Kontext versetzt, nicht einfach darin, daß man ihn nicht am eigenen Leib erlebt hat? Als ich im Zeitpunkt der großen Versammlung der JOC einem jungen Jocisten begegnet bin, der in Boulogne-Billancourt bei Renault arbeitet, und ihm zugehört habe, ist mir aufgegangen, welche Bedeutung für ihn sein Glaube und sein kämpferischer Einsatz haben. Er sprach von seiner Arbeit, sagte, daß die JOC in ihm das Bewußtsein geweckt habe, der Arbeiterwelt anzugehören, und daß das Christsein ihm das Verlangen und die Motive gebe, gegen die Oppression zu kämpfen, die er selbst und die andern erlitten. Wie kann man da erwarten, daß das treue Festhalten dieser jungen Menschen an ihrem Christsein und an ihrem Arbeitersein zugleich nicht miteinander eine Einheit bildet? Wie kann man erwarten, daß diejenigen, denen das Evangelium beigebracht hat, daß die Liebe eine Solidarität schafft, heute behaupten könnten, daß sie schließlich Gewerkschafter seien, aber auch etwas anderes sein könnten, daß sie Christen seien, daß aber das für sie keine Bedeutung habe. Für diese Christen ist der Klassenkampf nicht ein «mächtiger mystischer Strom» oder eine Pseudoreligion, wie der Bischof sagt, sondern die Alltagsrealität ihres Daseins, worin man nichts hat, außer man erkämpft es und zwar kollektiv. Die Leiter der JOC haben denn auch unverzüglich reagiert, indem sie erklärten: «Wir

leben im Klassenkampf. Wir haben ihn erlebt, bevor er uns bewußt wurde. Kennt denn der Bischof von Straßburg eigentlich die Arbeiterjugend? Was weiß er von den Lebensbedingungen der Lehrlinge? Die Arbeiter erleiden beständig Unterdrückung, wieso soll man ihnen da nicht von Klassenkampf sprechen? Die JOC ist eine Chance für die Kirche, denn unsere Bewegung hat es verstanden, die Lage des Arbeiters zu erfassen. In dieser Liebe und Solidarität, die die Arbeiterjugend antreibt, gegen die Ausbeutung anzukämpfen, erkennt man Jesus Christus.» Und indem sie logisch die Lehren aus dieser Kluft ziehen, sagen sie abschließend: «Schließlich suchen wir nicht die Unterstützung durch die Kirche.»

Das Problem liegt also weniger darin, zwischen einer «Pastoral der Milieus» und «Gemeinschaften, worin sich alle mit allen versöhnen», zu wählen, als in der Anerkennung der Kirche, daß sie selbst eine Diversität aufweist. Wir werden auf diesen Punkt weiter unten nochmals zurückkommen.

«Sie ist hart, die Kirche»

Eine der diesbezüglich frappierendsten Interventionen war die eines Bischofs am Fernsehen. Merkwürdigerweise behauptete er gleichzeitig und immer wieder seine Inkompetenz und seine Pflicht, zu sprechen: «Wie viele Frauen lassen Jahr für Jahr abtreiben? Ich weiß es nicht. Welche Sozialgesetze müßte man schaffen, um den Eheleuten behilflich zu sein, ihr Kind zu behalten? Ich weiß es nicht. Auf alle Fälle aber ist die Abtreibung ein Mord, der immer etwas Böses ist.» Das Traurigste an der ganzen Geschichte und das Empörendste für die jungen Menschen, ob Christen oder nicht, die diese Sendung mitansahen, ist dies, daß der Bischof, entspannt und lächelnd, wenn man von andern Problemen sprach, einen Zettel hervorzog, den er Wort für Wort ablas, sobald es sich um die Abtreibungsfrage handelte. . .

Man erwartete diesbezüglich von der Kirche viel. Sie ist sicher gewesen, sie hat Grundsätze eingeschärft. Hätte sie nur ein wenig Sachkenntnis und Mitgefühl an den Tag gelegt, würde sie alle, ob Christen oder nicht, veranlaßt haben, über den Wert des Lebens nachzudenken. Durch ihre Kälte und ihre Verständnislosigkeit verhärtete sie die Positionen. Vor drei Jahren sagte mir ein Jurist: «Die Kirche wird gerade durch ihre radikale Einstellung in den westlichen Ländern eine gänzliche Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs provozieren.» Und vor einigen Wochen ist es die Ge-

sundheitsministerin, Madame Veil, gewesen, welche die Franzosen in Ergriffenheit versetzt und zum Nachdenken über das Gewicht der menschlichen Existenz veranlaßt hat.

Niemand verlangt von der hierarchischen Kirche, diese «Perfektion», diese hohe Humanität, die sie unablässig als eine Hoffnung in Erinnerung rufen muß, aber es ist bedenklich, sehr bedenklich, daß sie keine der Fragen zu Wort bringt, welche die Christen leben und formulieren müssen; es ist bedenklich, daß sie sich beständig damit begnügt, Moralprinzipien zu wiederholen. Bei diesem Spiel findet sich immer jemand, der zu einem sagt: «Ihr seid die ersten, die das, wofür ihr eintritt, nicht respektiert, und damit habt ihr eben... nichts zu sagen.» «Warum», so fragte eine junge Arbeiterin, «haben die Bischöfe nichts gesagt, als Ordensschwwestern, die in Afrika vergewaltigt worden waren, eine Abtreibung vornehmen ließen? Da war doch der Moment da, wo sie das Leben bis zum äußersten hätte verteidigen müssen. Ist übrigens die Abtreibungsziffer in den sogenannten «katholischen» Ländern nicht gleich hoch wie in den andern?»

Ja, wieso sollte man einer Kirche Glauben schenken, die das, was sie sagt, nicht tut? Ein Brief, der vor einigen Monaten in den «Informations catholiques internationales» erschienen ist, enthüllt treffend die Reaktionen, die diese Haltung hervorruft. Eine junge Frau, die sich über die Stellungnahme der Bischöfe empört erklärte, schrieb: «Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Ihr bürdet uns schwere Lasten auf, rührt aber selbst keinen Finger, um sie aufzuheben.» Nein, es ist nicht die Sprache an und für sich, die die jungen Menschen von der Kirche trennt. Es ist das Leben und der Ausdruck unseres Lebens, unseres Glaubens, die der Hierarchie immer mehr entgleiten. Doch diese Behauptung wiegt schwer auf den Schultern aller, denn sie veranlaßt, gleichzeitig die Bedeutung des «Glaubensausdrucks» und die Rolle der Hirten der Kirche näher zu bestimmen. Dies wirft aber mancherlei Fragen auf, um die niemand herumkommen wird: Sind alle Glaubensäußerungen gleichwertig, sind sie christlich nur schon deswegen, weil man vorgibt, sie zu leben und zu äußern? Wer ist berechtigt, in der Kirche im Namen der Kirche zu sprechen? Wer wird verschiedene Ausdrucksweisen des Glaubens zu einer Einheit verbinden, garantieren, zum Koexistieren bringen?

Da doch der beständige Aderlaß an Geistlichen, die «das Leben der Menschen zu teilen suchen»,

zeigt, daß diese Verlegenheit geteilt wird, wird man das Problem nicht lösen können, indem man irgendetwas behauptet unter dem Vorwand, daß man etwas lebe.

Bis vor noch nicht langer Zeit war die Theologie repetitiv. Die Hierarchie reichte sich von Generation zu Generation das «Offenbarungsvermächtnis» weiter, das sie «treu bewahrte» und lehrte. Es ist an der Zeit, wiederum zu entdecken, daß die Kirche deswegen so lange überlebt hat, weil sie bei jeder Umwälzung der Geschichte den Ausdruck ihres Glaubens in einem neuen Kontext zu sichern verstanden hat. Sie war Stoikerin mit Paulus, Platonikerin mit Augustin; mit Thomas von Aquin behauptete und entdeckte sie den Platz, den die Intelligenz und ihre Fragen in ihrem Glaubensausdruck einzunehmen haben. Man vergißt allzuoft, daß die sakrosankte Tradition immer nur die Umwälzung ist, die in einer früheren Epoche stattgefunden hatte und die von der Hierarchie (die mehr garantiert und bewahrt als auf dem Weg einer Definition erfindet) in der folgenden Epoche anerkannt worden ist. In der feudalen, sitzenden Kirche des Mittelalters hat «eine Bande von Barfüßlern», die Dominikaner, gegen alle Winde und Wellen... und oft gegen die Hierarchie die Präsenz der Kirche in den Städten sichergestellt und dem Wort «Armut», das sie langezeit vergessen hatte, wieder einen Sinn gegeben.

Heute muß die Kirche einer Umwälzung dieser Größenordnung standhalten, wer wird aber dann den Glauben des 21. Jahrhunderts formulieren? Ein Beispiel: die Haltung der Kirche zur Frau. Sie hat während Jahrhunderten ihre einzigartige Mutterrolle mit großem Aufwand an Texten, sakralen oder nicht, zur Geltung gebracht und gerechtfertigt. Wer kann heute diese Positionen der Kirche spontan ändern? Wer kann am besten eine Veränderung, die von der Tradition nicht vorgesehen worden ist, bewerten und nach ihrem christlichen Sinngehalt suchen? Es sind Frauen, die über die nötige Erfahrung und Kompetenz verfügen, welche christliche Ausdrucksformen dieser neuen Einstellung theoretisch rechtfertigen und bekräftigen. Diese Frauen fordern von den Bischöfen nicht die Wahrheit über sich, sondern bitten sie, diese neue Erfahrung und deren Ausdruck anzuerkennen.

Somit wird man das gestellte Problem nur lösen können, wenn man es in die Glaubensäußerung von heute, in die Existenz und die Fragen der Menschen von heute hineinbringt und die Funktionen, die bis jetzt in der Hand der Bischöfe ver-

einigt waren, voneinander sondert. Wie kann man heute Aufgaben auf sich nehmen, die so verschiedene psychische Einstellungen erfordern wie beispielsweise die Prophetie und das Lehramt? In den ersten Jahrhunderten der Kirche war eine große Vielfalt von Funktionen vorhanden und erst infolge der wachsenden Bedeutung, die die Bischöfe erhielten, wurden diese nach und nach zur einzigen Autoritäts- und Ausdrucksquelle in der Kirche. Meines Erachtens wird man von ihnen inskünftig weniger fordern, «das letzte Wort», «das, was wirklich zu gelten hat» zu sagen unter dem Vorwand, sie seien die Garanten für die Tradition, sondern von ihnen eher erwarten, die verschiedenen Gesichter einer sich diversifizierenden Kirche anzuerkennen, zu unterscheiden, zu einer Koexistenz zu bringen, in der Einheit zu erhalten. Doch diese Anerkennung geschieht im Namen der Christengemeinde, die sie nachträglich durch ihr Leben ratifizieren muß. Für diese werden eines Tages die heutigen Aussagen über die Empfängnisverhütung zwangsläufig revidiert werden müssen: sie werden von der Christengemeinde weder gelebt noch angenommen.

Andererseits ist nicht das Leben der Kirche die Norm für das, was als christlich zu gelten hat . . . ,

sondern das Evangelium, und die Rolle, in der Kirche Verhaltensweisen und Ausdrucksformen zu prüfen und anzuerkennen, kommt den Hirten der Kirche zu.

Was sich heute anbahnt, hat eigentlich mit der Vergangenheit nichts zu tun, und es ist nutzlos, in dem, was die Kirche bereits gelebt hat, nachzuforschen – wie man das unablässig tut –, um das, was sich vorbereitet, total zu übernehmen. Im Evangelium ist alles bereits gesagt worden, aber in der Geschichte, die Gott und die Menschen miteinander verbindet, wurde noch nicht alles gelebt. Die Tradition liegt in der Vergangenheit, doch sie erstreckt sich auch in die Zukunft. Niemand in der Kirche besitzt das Evangelium, und der Heilige Geist weht nicht nur über der Hierarchie. Wenn man sich dessen nicht bewußt ist, wird die Kirche verschwinden, denn die Seelsorger werden sich vor leeren Bänken befinden . . . und wir werden einen Glauben zum Ausdruck bringen, den niemand wiedererkennen wird.

Übersetzt von Dr. August Berz

MARIE-CHRISTINE CADIOT

ist Lizentiat der Theologie und arbeitet als Journalistin bei «Le Monde» (Paris).

Alfons Horrevorts

Die traditionelle Moral der Kirche

Man hat mich vor eine Frage gestellt, mit der ich zunächst nichts anfangen konnte: «Welches Unbehagen haben Sie im Gedanken an die traditionelle Moral der Kirche?» Die Frage sagte mir zunächst nichts; denn die moralischen Traditionen der Kirche spielen in meinem Leben schon lange keine Rolle mehr. Sie sind aus meinem Leben verschwunden, genau so wie die Bauklötze, mit denen ich als Kind gespielt habe. In meiner Kindheit waren die Bauklötze ein Stück meines Lebens; aber je älter ich wurde, kümmerte ich mich immer we-

niger um sie, und schließlich verschwanden sie ganz im Baukasten. Nur eines weiß ich noch von diesem Kasten mit Bauklötzen: Sie müssen irgendwo auf dem Speicherboden stehen. Mit den moralischen Überlieferungen der Kirche ist es eigentlich genau so. Ich weiß, daß es sie gibt, aber ich habe keine Berührung mehr mit ihnen; mein Leben wird von ihnen nicht mehr bestimmt. Die moralischen Traditionen der Kirche wecken deshalb bei mir auch kein Unbehagen mehr. Vielleicht wird das alles etwas klarer, wenn ich kurz meine kirchliche Entwicklung skizziere.

Ich komme aus einem orthodoxen römisch-katholischen Milieu. Der Katholizismus durchzog alle Aspekte meines Lebens: meine Erziehung zu Hause, die Schule, die ich besuchte, die Musikvereinigung, deren Mitglied ich wurde. Die Lehre der Kirche hatte ich mittels eines Frage- und Antwortspiels in mich aufgenommen. Durch dieses Spiel lernte ich alles über die Theorie des Glau-